

(Nachdruck verboten.)

181

Die Fanzare.

Roman von Fritz Mauthner.

Heute wurde das lustige Meisen der vorüberausenden Lokomotiven als ein echt weltstädtisches Geräusch lieblich gefunden, gestern war eine Pferdebahnlinie Tempelhof-Bilmersdorf natürlich nur durch die Großgörschenstraße verlangt worden, und dann wieder am Totensonntag hieß es, daß ein sinniges Gemüt nur in der Großgörschenstraße leben könnte, in unmittelbarer Nähe der westlichen Friedhöfe mit ihren Erinnerungen an unsre großen Toten. Und im Feuilleton wurde erzählt, daß unser Disselhof, der Meister des so rasch wieder verschwundenen Bildes „die Sehnsucht“, jetzt an den Dekorationen zur Jata Morgana arbeite, der Oper „unser Richard Mettmann“.

Und wieder hieß es dann in den vielgelesenen Plaudereien eines Weltstädtlers, die schöne Frau L. P. habe zwar ihre Trauer noch nicht abgelegt und ihre Salons für die Gesellschaft noch nicht wieder eröffnet, sie suche jedoch Erhebung bei der Kunst und im engsten Freundeskreise habe man dort eine wahre Jata Morgana bewundern können, die vielversprechende Oper „unser“ Richard Mettmann.

Gegen Mitte Dezember, kurz vor Weihnachten, konnte das Blatt schon sechs Seiten mit Anzeigen füllen. Wenn das nur noch um ein wenig stieg und wenn die Zahl der Abonnenten eine großartigere Geschäftsführung gestattete, so durfte Mettmann hoffen, daß er bald seinen Gläubigern siegreich gegenüberstehen würde. Seine Lage war lange nicht mehr zweifelhaft, er konnte sein Unternehmen beinahe schon als schuldenfrei und fruchtbringend ansehen.

Bei alledem hatte Gottlieb Mettmann noch lange keine Ursache, übermütig zu werden. In den schlimmsten Kämpfen der letzten Jahre hatte ihm seine glückliche, die Zukunft rosig ausmalende Einbildungskraft alle Gefahren verschleiert; jetzt sah er plötzlich den gähnenden Abgrund hinter sich liegen, und ihm begann zu schwindeln. Das Dasein seines Sohnes sollte auf minder unsicheren Grundlagen stehen. Je heller die Aussichten für den Vater wurden, desto wichtiger schien es ihm, seinem Richard die Hand der Witwe Piterjens zu sichern.

Gottlieb Mettmann hatte sich durch den Aufschwung der letzten Wochen in seinem Kredit so gebessert, daß er daran denken konnte, die schöne Leontine mit einigen Ueber-raschungen zu bestürmen. Das Nächstliegende schien ihm, seinen alten Plan aufzunehmen und für den Neubau des Havenow'schen Hauses das Nachbargrundstück der Frau Piterjens mit heranzuziehen. Sie sollte jedenfalls erfahren, daß er großartig bauen wollte.

Als er zu Leontine kam, gestattete sie ihm schon, ihr einen Kuß auf die Stirn zu geben. Es fehlte wenig, und er hätte sie geduzt. So sicher fühlte er sich schon als ihr Schwiegervater.

„Ich bin beinahe besser daran als mein Sohn,“ sagte er verb. „Er wird nicht Ihr erster Mann werden, ich aber bin Ihr erster Schwiegervater.“

Leontine lächelte kalt, aber sie machte zur Vorsicht. Sie bemühte sich, mit dem Alten über den Heiratsplan wie über ein schwieriges Geschäft zu sprechen. Der Vater sollte nicht ahnen, wie leidenschaftlich sie seinen Sohn liebte. Das wäre gefährlich gewesen. Sie war jetzt eine reiche, schöne Frau, und Reichtum verpflichtet — auch zur Klugheit.

So berichtete sie ruhig, daß Richard ihr fast täglich näher trete, daß sie mit herzlicher Freude zu schließlicher Zeit eine Verbindung mit ihm eingehen werde, daß er aber bis heute sich noch nicht erklärt habe. Und nicht ohne Heftigkeit fügte sie hinzu, sie fürchte immer noch fremde Einflüsse. Dieser Doktor Bode sei ihr unheimlich.

Sie nannte Bode aufs Geratewohl. Heimlich dachte sie an Johanna, doch sie sprach ihren Namen nicht aus, um dem Vater Richards nicht durch das Bekenntnis ihrer Eifersucht zu viel zu verraten.

Mettmann beruhigte sie. Doktor Bode, der neunmal Auge Narr, habe noch lange in den Mauern von Plögensee zu sitzen, und bis dahin sei alles sicherlich geordnet. Binnen

kurzem werde Richard mit der furchtbar anstrengenden Arbeit für die vielen Instrumente oder wie die Geschichte heiße, fertig sein, und in seiner Freude werde er den Mut finden, sich zu erklären.

„Liebe Frau,“ rief er aufspringend und ging mit schweren Schritten zwischen den zarten Luxusstühlen hin und her, „Richard hat erst eine Geliebte gehabt und Sie schon zwei Männer. Da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn — Sie ihn nicht glücklich machen sollten.“

Mettmann hatte einen andren Schluß auf der Zunge gehabt, aber Leontine hatte ihn mit so ruhigem Zorn angesehen, daß er sich rasch verbesserte. Und er beeilte sich, zu einem andern Gegenstand überzugehen, zu seiner Lieblings-laune, um derentwillen er eigentlich gekommen sei.

Die Verbindung mußte auch durch eine äußerliche Vereinerung der beiden Nachbarhäuser bereinigt werden. Er hatte schon mit dem Baumeister gesprochen. Ganz Berlin sollte davon reden. Für die Fassade mußte in allen Blättern ein Preisausschreiben angezeigt werden. Dafür werde das fertige Haus überall beschrieben und abgezeichnet werden.

„Der Baumeister hat alle meine Vorschläge gut gefunden. Natürlich! Ich zahle ihn ja. Das zweite und das dritte Stockwerk hochherrschastlich. Tolle Mietpreise! Nur für Generale! Und wenn man die Wohnungen zwei Jahre lang umsonst inserieren müßte. Aber parterre und erster Stock muß fürstlich werden, klassisch, wissen Sie, so wie in Paris, lauter echter bunter Marmor, und unten über dem Doppelportal zwei riesige Posaunenengel, mit den Füßen bis in den Tiergarten hinein und mit großen Trompeten wie am Schloß. Blasen sollen die Posaunenengel, bis sie plagen, nein, bis die Berliner plagen vor Neid und Aerger. Und hinter den Posaunenengeln, da wohnte er. Und dort will ich eine Platte von rosenrotem Marmor. Der Baumeister sagt, es giebt keinen, aber wir zahlen ihn und wir finden ihn. Und auf dem rosa Marmor in blauen Buchstaben das Monogramm L. und R., Leontine und Richard.“

Mettmann hatte sich in die Höhe geredet. O, er hatte auch Phantasie und Kunstsinu so gut wie seine Redacteure.

Leontine lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück. Das Monogramm, himmelblau auf rosa, schmeichelte ihrer Vorstellung. Plötzlich schüttelte sie mit dem Kopf und sagte hart:

„Richard und ich sind noch kein Brautpaar.“

„Die Verlobungsanzeige wird das schönste Inserat meines Lebens sein,“ erwiderte Mettmann mit dem hünenhaften Versuch einer Verbeugung und er küßte Leontine die Hand.

IX.

Richard wurde von Leontine regelmäßig in dem kleinen Salon neben ihrem Schlafzimmer empfangen. Man konnte von dort durch das winterliche Geäst der entlaubten Bäume die hinteren Feuermauern der neuen Sommeroper sehen. Leontine hatte ein gutes Pianino hereinstellen lassen und gefiel sich darin, gerade gegenüber der Stätte des baldigen Triumphs zuerst die Melodien zu vernehmen, sowie sie jetzt ihre letzte Form gewonnen hatten.

Ihr erster Mann, der arme Klavierlehrer, hatte sie oft des Abends mit seinem Musikmachen gequält, in der ersten guten Zeit, als sie den Drang zum Glanz noch nicht gefühlt hatte. Wenn sie damals in ihrer armfertigen Stube, schlecht gekleidet, vom argen Küchengernüch gequält, zuhörte, wenn ihr Mann, der arme Gruber, ermüdet von den vielen Unterrichtsstunden, sich am Klavier Dinge einfallen ließ, die außer ihr niemand hören sollte, das war musikalisches Elend. Aber jetzt! Wie das vornehmste Stück dieser üppigen Umgebung erklang die Musik des jungen Mannes, in den sie sich nun einmal verliebt hatte. Und Richard Mettmann war nicht der erste beste arme Schüler. Diese Oper wird da drüben von tausend Menschen besubelt werden, Leontine wird in dem schwarzen Sammetkleid, mit Perlen in den Haaren von der Proszeniumsloge aus zusehen, wie der hübsche Komponist seine Verbeugung macht; alle Welt wird wissen, daß sie heimlich seine Braut ist, man wird sie beide beneiden, und Richard wird dem Neid zum Trotz mit seiner Oper so viel Geld verdienen, daß ihr dadurch auch noch das höchste Glück beschieden werden

wird, stolz und unterwürdig zu einem geliebten Gatten aufblicken zu können.

An einem glänzenden Erfolg der Oper zweifelte sie nicht einen Augenblick. Sie war zwar von einzelnen Nummern durchaus nicht entzückt; doch Beethovens „Fidelio“ gefiel ihr ja auch nicht und es kam ja darauf gar nicht an. Richard hatte das Geld und die Journalisten für sich, und da er nun gar den Fleiß bewiesen hatte, eine ganze Oper selbst fertig zu schreiben, so konnte es ihm nicht fehlen.

Die Zeit, welche Richard allabendlich bei Leontine zu verbringen pflegte, wuchs allmählich. Es wurde gar nicht mehr gefragt; sein Teller und seine Tasse Thee standen bereit, und er mußte sich nach zehn Uhr zusammrassen, um die Güte der Hausfrau nicht zu mißbrauchen. Die Dienerschaft sah in dem täglichen Gast schon den künftigen Herrn, und in den paar Dugend Häusern des Tiergartenviertels, welche Leontines Bekanntschaft ausmachten, erwartete man bestimmt, nach Ablauf des Trauerjahrs von der Verlobung der beiden zu hören.

Wer sie aber in ihrem Alleinsein hätte beobachten können, dem wäre nicht entfernt der Gedanke an ein Liebespaar gekommen.

Leontine kam dem jungen Freunde trotz ihrer Verliebtheit nicht entgegen.

„Ich mache keine Dummheiten mehr“, das war der innere Schwur gewesen, mit dem sie an der Seite ihres zweiten Gatten vor dem Altare stand. Und Richard war zu dankbar für die Zufluchtsstätte, die sein geheimges Herz hier gefunden, als daß er sich leichtsinnig in eine nur halb wahre Liebelei eingelassen hätte.

Seine jungen Sinne waren freilich nicht unempfindlich gegen die bleiche Schönheit Leontines und ihre großen Augen, die nach Trost und Licht zu hungern schienen. In den langen Pausen ihrer Gespräche, in denen das Weib mit der ungeduldrigen Selbstbeherrschung, wie sie nur ein Jäger auf dem Anstand auskostet, sein Liebesgeständnis erwartete, in diesen gefährlichen Pausen bald nach dem Kommen und kurz vor der Trennung, pochte sein Blut oft fühlbar in den Schlagadern des Halses und schlug ihn gegen die Schläfen und glühte ihm in den Wangen. Dann zog es ihn, sich dem schönen Weib zu Füßen zu werfen, sie an sich zu ziehen und wortlos, Mund an Mund und endlich Brust an Brust das Glück des Vergessens zu suchen. Und nach dem schrecklichen Tage, an dem er das freche Bild Johannes erblickt hatte, stieg die Sehnsucht nach der berausenden Umarmung Leontines noch wilder empor.

Ja, er hatte Johanna zu lieben geglaubt, es war gewiß ein Irrtum seiner Jugend gewesen. Jetzt fand der Mann den wahren Abel und die rechte Höhe des Lebens bei der schönsten Frau, die er sein nennen konnte.

Nicht umsonst sprach ihm sein Vater täglich, wenn Richard bei den stillen Mahlzeiten etwas suchte, was ihm mit dem Vater gemeinsam wäre, von dieser Heirat. Alle Wünsche flatterten auf, wenn Leontines pralle Seidenkleider um ihre volle, hohe Gestalt knisterten.

Nur seine Ehrlichkeit hielt ihn zurück. Er fühlte, daß das Bild Johannes noch nicht tief genug im Schatten seiner Erinnerung stand. Wohl lag die Kiste, die das nichtswürdige Gemälde barg, immer noch uneröffnet in seinem Arbeitszimmer unter dem Schreibtisch. Wohl sagte er sich immer wieder, daß ein Malermodell, über dessen Reize die Zeitungsschreiber sich unterhielten, nicht das Mädchen seiner heiligen Neigung sein könne. Umsonst! Immer noch tauchte plötzlich das schöne, reine Antlitz auf, lieblich und wehmütig schaute sie ihm aus treuen braunen Augen auf seine Arbeit, und wenn sie ihm im Traume erschien, schamlos gekleidet, ein Malermodell in weißem Hemd und rotem Korsett, so waren die Augen wie im Tode geschlossen.

Nein, Richard durfte zu Leontine nicht von Liebe reden, so lange diese tote ihn mit ihren sehnsüchtigen Augen verfolgte. Auch war es befremdlich, daß Leontine ihn nur so lange fesselte, als sie gegenwärtig war, als er sie mit der Hand erreichen konnte. Aus der Entfernung wirkte sie nicht auf ihn. Er wurde ein wenig heiter, wenn er zu ihr kam, und blieb ebenso heiter, wenn er ging. Sie hatte ihn von der andern noch nicht befreit. Erst wenn ihr das gelungen war, durfte er ihre Hände fassen und rufen:

„Ich danke Dir dafür, daß ich Dich liebe!“

(Fortsetzung folgt.)

Hotelleben im Innern Chinas.

Um in ein chinesisches Gasthaus hineinzukommen, muß man gut zusehen, wohin man tritt; denn man muß zugleich nach oben und nach unten schauen, weil der Thürrahmen nicht gar hoch ist; mit andern Worten: man muß vorsichtig hineingehen, und wer einen europäischen Cylinder trägt, möge ihn vorher wohlweislich abnehmen; denn mit diesem kommt er sicherlich nicht hinein.

Der Fußboden ohne Dielen und Teppich besteht aus der natürlichen, fest gestampften Erde, ist holprig, und, wenn vornehm, mit einer Matte bedeckt; nicht selten vertreten Lische, Hen oder Stroh die Matte. Das erste, was in der Wirtsstube in die Augen fällt, ist der Kiang. Man denke sich eine ungefähr 60 bis 70 Centimeter hohe viereckige Erhöhung aus Ziegelsteinen oder wie meist aus fest gestampfter Erde aufgerichtet, die fast immer die ganze Breite des Zimmers einnimmt. Dieser Kiang ist der wichtigste Gegenstand eines chinesischen Hauses; er dient, um daran zu essen, zu plaudern, zu sitzen, Opium zu rauchen und zu schlafen; er vertritt die Stelle der europäischen Deseu, die im Innern Chinas so gut wie unbekannt sind. Der Kiang hat im Innern einen freien Raum und aus Feuer aus Holz oder Stroh, das vor dem Kiang liegt oder durch die Mauer des Hauses in Verbindung mit dem Kiang gebracht wird, zieht durch das Innere hindurch. Dieser chinesische Ofen, der gewöhnlich mehr Rauch als Feuer ins Zimmer bringt, macht dem Europäer den Aufenthalt meist unmöglich, während die Chinesen vor Jugend auf daran gewöhnt, sich von solchen Kleinigkeiten nicht stören lassen. Man muß wirklich staunen, wie die Chinesen oft stundenlang in einem Zimmer sitzen, plaudern und schlafen können, das von Rauch oder Dampf aus feuchtem Holz oder Bohnenstroh ganz erfüllt ist, so daß man kaum eine Hand breit vor sich sehen kann. Ja, der Chinese raucht noch ganz gemächlich seine Pfeife dazu, während es dem Europäer in den ersten Minuten schon ganz schlecht und übel wird. Freilich ist dieser Aufenthalt in solchen mit Rauch und Qualm erfüllten Zimmern wohl auch die Hauptursache der in China so häufig vorkommenden Augenkrankheiten und vollständigen Erblindungen. In einem solchen Raum muß nun der müde Wanderer seine matten Glieder ausstrecken, in der Hoffnung, Schlaf zu finden. Ihn findet der Europäer aber anfangs fast nie, da der Kiang für ihn fast stets zu kalt oder zu heiß ist.

Da für Bettdecke und andre Schlafbedürfnisse von seiten des chinesischen Wirts nicht gesorgt wird, so muß dies der Reisende selbst thun. Als Kopfklissen gebraucht man am besten den Sattel seines Pferdes, was auch noch den Vorteil hat, daß derselbe von langfingerigen Chinesen nicht gestohlen wird. Im Wirtshause ist außer einem wackeligen Lische, der bei der Ankunft vom Stellner rasch mit einem Fegen Papier abgewischt wird, von den Einrichtungen des Bestens nichts zu erblicken. Nicht einmal ein Stuhl ist vorhanden, statt eines solchen aber ein viereckiges Gestell, das einem Zimmerbode, auf dem die Zimmerleute in Europa die Wollen glatt hauen, nicht unähnlich ist. Auf besonderes Verlangen erhält man noch einen Kaji Waschwasser auf den unebenen Boden hingestellt, und zwar stets und zu jeder Jahreszeit heiß, da fast alle Chinesen an der Kaltwasserscheu leiden. Die Mauern der Gaststube waren früher einmal mit Papier oder Tapeten beklebt, wovon noch einige herabhängende und zerrißene Fegen Zeugnis ablegen. Die Fenster, von denen keins geöffnet werden kann, sind an Stelle von Glas mit Papier versehen, das zuweilen mit verschiedenen Karikaturen von Menschen, Tieren, Bäumen und dergleichen bemalt ist. Der Wind, der Regen, die Finger der Neugierigen haben sie und da allerdings schon verschiedene „Fensterheben“ beseitigt, was jedoch nicht viel verschlägt, da der Wirt — auch zugleich Glasmeister — in Ru eine frische Scheibe eingeseht hat, indem er einfach einen neuen Bogen über die Öffnung legt. Zur heißen Jahreszeit werden sämtliche Fensterheben zur Ventilation durch einfaches Abreißen der Papierbogen entfernt. Auf dem wackligen Tisch erblicken wir den unvermeidlichen Tsch'a-shu, den Theetopf, nebst einigen Tassen und eine chinesische Lampe, d. h. einen hölzernen oder eisernen Stab auf einem breiten Holzfuß, der reich mit Staub, Schmutz und verträumtem Del vergiert, ein Schüsselchen mit Pflanzenöl, ungefähr in Form eines Trichters trägt; darin steckt ein schlecht brennender Docht von Baumwolle oder Papier. Bei solcher elektrischer Beleuchtung sieht man gerade genug, um das Essen nicht in die Nase, sondern in den Mund zu stecken, nicht aber genug, um nicht über ein Stück Holz zu fallen, das auf dem Boden liegt. In einer etwas vornehmeren Gaststube sieht man häufig eine Anzahl 1½—2 Meter langer und 30 Centimeter breiter Papierstreifen von roter oder weißer Farbe an der Wand herunterhängen, die „Dünge“, welche mit Simsprüchen versehen sind und die bei einem Familienfest oder feierlichem Anlaß (z. B. Hochzeiten) dem Wirt von Freundeshand geschenkt wurden.

Die Zimmerbede besteht aus Papier oder einer dünnen Matte und trägt den zweiten Stod. In diesen Gasthäusern erhält man Thee, Branntwein (für den Fremden aber fast ungenießbar wegen seiner Schärfe), Brot, Eier, einiges Gemüse, Fisch und zu meist auch Schweinefleisch — falls der Wirt kein Mosambaner ist —, aber meist ziemlich schlecht und dem Europäer anfangs wenig mündend. Die verschiedenen Portionen werden in kleinen Schüsselchen aufgetragen das ganze Gebested besteht in zwei, etwa einen Fuß langen dünnen Holzstäben, sogenannten „Kue-ye“,

womit sämtliche Speisen genossen werden. Die Chinesen, groß und klein, sind in der Handhabung dieses primitiven Schwertzeugs sehr geübt, während der Europäer, falls er mit diesen Dingen nicht vertraut ist und kein europäisches Besteck bei sich hat, gezwungen ist, mit der Hand zu „arbeiten“.

Glücklich der Reisende, der in einem chinesischen Gasthof ein Extrazimmer erobern kann! Ein solches Zimmer muß freilich nach seiner Ankunft zumeist erst „hergerichtet“ und vor seinen Augen mit einem langen Reiserbesen säuberlich ausgekehrt werden, da bis dahin zuweilen der Esel des Wirts oder ein anderer Vierfüßler sein Logis darin hatte. Ein solches Privatkabinett ist aber immer noch einem allgemeinen Schank vorzuziehen, auf welchem oft zwanzig, dreißig, ja fünfzig Chinesen zusammen kampieren. Einige schnarchen um die Wette, andre plaudern, jene trinken Thee, wieder andre zanken sich oder feilschen, wieder andre rauchen die kleine Pfeife oder die große Wasserpfeife, deren Geruch widerlich ist; viele rauchen Opium, ein für den Europäer unausstehlicher Geruch, andre machen bei einer qualmenden Lampe Jagd auf verschiedenem Kleinwild, wieder andre endlich kämmen und flechten sich gegenseitig den langen rabenschwarzen Zopf, während sie dabei nach Zigarettenart gegenseitig in den Haaren emsig nach allerhand Kleinigkeiten suchen. Und mitten in dieser vornehmen Gesellschaft dampfen Kessel mit Wasser, um Thee zu machen und Nchluppe zu bereiten.

Und fragt man schließlich, was in solchen chinesischen Hotels die Zecher gewöhnlich beträgt, so lautet die Antwort, daß die Preise im allgemeinen mäßig zu nennen und verhältnismäßig billiger sind, als in Europa; für vier bis fünfhundert Käsch (große Sapelen, etwa 1 bis 1,25 M.) ist der Reisende mit seinem Reittier so ziemlich pro Tag versorgt. Freilich sind dann die Ansprüche auch sehr gering und nur auf das notwendigste beschränkt.

(„Rheinisch-Westfälische Zeitung“.)

Kleines Feuilleton.

— Löwenplage in Ostafrika. Die „Deutsch-ostafrikanische Zeitung“ schreibt: Drei Herren, Nyall, Hübner und Parenti waren mit dem Eisenbahnzuge auf der Nachabos Noab Station angekommen und hörten dort von den Askaris, daß ungefähr 200 Schritt von der Strecke entfernt ein Löwe bemerkt worden wäre. Nyall forderte hierauf die genannten Herren auf, mit ihm auf der Station zu übernachten und dem Löwen nachzustellen. Hübner und Parenti gingen darauf ein und folgten Nyall in dessen zurückbleibenden Offizier-Salomonwagen, um dann sofort nach dem Löwen Ausschau zu halten. Da diese erste Ausschau vergeblich war, so kehrten die Herren in den Wagen Nyalls zurück und beschloßen, dortselbst zu wachen, um so mehr, da der Stationsvorsteher erzählt hatte, daß jede Nacht zwei Löwen dicht an die Station herankämen und brüllten. Da der Wagen dicht vor dem Stationsgebäude stand, so zog man denselben etwas zurück, um ein freieres Schußfeld zu haben, zumal sich dort auch eine kleine weiße Sandfläche befand, auf welcher man den Löwen herankommen sehen mußte. Nachdem die Herren in dem Wagen zur Nacht gespeist hatten, unterhielten sie sich noch bis etwa um 1/2 12 Uhr, um dann ihre Lagerstätten aufzusuchen. In der Wache wollten sich die Herren ablösen und Nyall sollte damit beginnen. Alsdann gingen Hübner und Parenti zu Bett. Ersterer schlief in dem oberen Passagier-Bett und Parenti in dem unteren, während Nyall daneben auf seinem eignen Bett ruhen wollte. Ungefähr um 1/2 2 Uhr nachts fühlte Parenti ein großes Tier auf seinem Körper heruntreten, wodurch er erwachte und unwillkürlich seinen Kopf emporrichtete. Hierbei berührte sein Gesicht den Bauch des Tiers. Der Löwe hatte in diesem Augenblick seine beiden Vorderfüße auf dem Bett Nyalls, während eine seiner Hintertatzen auf dem Körper Parentis lag. Jetzt hörte man einen Schrei, welchen Nyall ausstieß. Parenti versuchte darauf, seine linke Hand frei zu machen, um nach einem Gewehr, welches auf dem Tisch lag, zu greifen. Da er jedoch bei diesem Versuch wieder an den Körper des Raubtiers stieß, so kroch er aus dem Bett, sprang aus dem Fenster und versteckte sich hinter einigen Büschen, woselbst er sich etwa 10 Minuten lang aufhielt. Alsdann fand er den Weg zu der Hinterfront des Stationsgebäudes, woselbst er den Stationsvorsteher heranklopfte. Darauf wurde „Hübner!“ und „Nyall!“ gerufen, auf welche Rufe Hübner aus dem Wagen heraus Parenti fragte, ob er nicht irgend ein Gewehr da hätte. Dieses beantwortete Parenti mit „Nein“ und fragte Hübner, ob er nicht wüßte, wie es mit Nyall stände. Hübner antwortete, daß er glaube, Nyall wäre tot. Auf die wiederholten Rufe „Nyall!“ „Nyall!“ erhielt man keine Antwort. Jetzt bemerkte Hübner, daß er glaube, der Löwe sei noch in dem Wagen, er selbst halte sich in dem anstehenden Küchenraum des Wagens auf. Hierauf machten sich der Stationsvorsteher und einige andre Leute mit mächtigen Brandsackeln nach dem Wagen auf und fanden, daß die Wagenthür geschlossen war. Da dieselbe vorher geöffnet gewesen, so konnte man nur annehmen, daß durch das Gewicht des dort leise hineinkommenden Löwen die Thür von selber zugerollt war und der Löwe sich noch im Wagen befand. Unterdessen hatte Hübner von der Küche aus das Freie gewonnen und betrat nun mit den andern Leuten den Wagen, jedoch sowohl Nyall wie der Löwe waren nicht mehr darin, so daß es keine andre Möglichkeit gab, als daß der Löwe mit Nyall aus dem breiten Fenster des Wagens gesprungen war. Das ganze Innere des

Wagens, Betten, Decken usw. fand man über und über mit Blut bedeckt vor. Als es später hell wurde, bemerkte man auch Blut direkt unter dem Fenster außerhalb des Wagens. Nebenbei fand man auch die Löwenspuren dort, sowie die Spuren von mehreren Löwenjungen. —

— Die Verbreitung der Geophagie (Erdesßen). Dr. Richard Lisch schreibt in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“: Schon die Römer hatten ein Gericht „alica“ aus Maiskorn, gemischt mit Kalk von den Hügeln bei Puteoli, worüber Plinius berichtet. Im Hungerjahre 1617 wurden in Kleten (im Dessauischen) Diatomeenreste als Nahrung verwendet. In Wittenberg wurde ein „Bergmehl“ verbaden, das aus den „Mehlbergen“ bei Kleten stammte. Auch in Westpreußen wurde „Bergmehl“ zum Brodbaden verwendet. Von den Kelpern wurde früher häufig der wassergesättigte Gips, gewöhnlich Mondmisch genannt, genossen. Die Tungusen Sibiriens essen einen Thon, genannt „Steinmahl“, den sie mit tierischem Markt vermischen. In der Gegend des Ural wird gepulverter Gips zum Brodbaden verwendet. Die Inlagieren im nordöstlichen Sibirien haben eine Erde von süßlichem und etwas adstringierendem Geschmacke, der sie eine Reihe heilsamer Eigenschaften zuschreiben. Einige der sibirischen Stämme tragen auf der Reise ein kleines Säckchen ihrer heimatlichen Erde mit sich, deren Genuß sie vor allem Unheil in der Fremde schützen soll. Von den Eingeborenen West-Australiens wird eine Art Erde zerstoßen, mit der Wurzel des Mehl (einer Art Haemadorum) vermischt und so gegessen. Auf der Insel Neu-Island wird von den Eingeborenen zur Zeit schlechter Ernte ein heller brauner Lehm gegessen. Von den Dabagas in den Nilgiribergen Südindiens wird folgender Dialog aus der Unterwelt berichtet: „Die aber dort auf dem Hüfelfwege rote Erde aufgraben und essen — was für eine Lust ist das, Bruder?“ „Das sind die, soeben Reis auf den Teller ausgehüttet und dann unter den Schenkel ihn bahren. Erde ist, heißt es nun.“ An den Ufern des Madenzie-Flusses finden sich Schichten eines fetten Lehms, den die Timne-Indianer als Nahrung verwenden und zum Vergnügen kauen. Die Latu-Indianer Kaliforniens mischen rote Erde in ihr Hornbrot, um dies süß zu machen. Auch in Guatemala ist nach den neuesten Beobachtungen des bekannten Forschers Dr. Karl Sapper Erdesßen ziemlich häufig zu finden, und zwar wird hellfarbige Thonerde ohne jede Beimenge für sich allein gelegentlich verzehrt. Dort kommt auch starkes Erdesßen bei Kindern vor, die dann den typischen Hängebauch zu bekommen pflegen. In Java und im indischen Archipel überhaupt spielte Erde unter der Nahrung schwangerer Frauen eine wichtige Rolle. Dagegen ist bei den Mexikanern der Genuß von Erde den Schwangeren verboten, weil sonst das Kind schwächlich würde. —

Musik.

Die heurige Sommerfaison des Berliner Musiklebens scheint für die spezifisch sommerlichen Darbietungen recht günstig zu sein. Erklären und im voraus vermuten läßt es sich durch den auf Berlin entfallenden Anteil an dem Strom der Fremden zur Ausstellung nach Paris; erkennen läßt es sich u. a. dadurch, daß innerhalb der auffallend vielen Opern- und Operetten-Aufführungen, die wir bekamen, nicht eine Novität, ja kaum eine historisch hervorragende „Ausgrabung“ das Ausnützen von allbeliebten Werken unterbrach — ausgenommen die „altorientalischen Operetten“, die wohl niemand ihren (noch immer irgendwo in Berlin spielenden) Vertretern wegnehmen will. Die Norwigh-Oper hatte für diesmal viel an Gästen wie an Novitäten versprochen und wollte sogar eine wirkliche abendfüllende Premiere, eine neue Oper von Spinelli, bringen, wie sie im vorigen Sommer die „Winahop“ von M. Lion zum erstenmal vorgeführt hatte. Darans ist nun nichts geworden; anscheinend war das Ausschlagen der immerhin nicht wenigen Wiederaufnahmen von Aelterem lohnender. Doch auch unter diesen kam manches vorher Angeltündigte schließlich doch nicht; namentlich sind die beabsichtigten Vorstellungen zweier Werke von Kuber, dem Klassiker der „komischen Oper“, unterblieben. Dafür bekamen wir, wie schon im vorigen Sommer gegen das Ende der Saison, so auch jetzt (am letzten Freitag) eine neu hergerichtete Vorstellung von D. Nicolais „Lustigen Weibern von Windsor“ zu hören. Unserem Bericht vom 1. September 1899 ist für diesmal kaum etwas Besondres anzufügen. Besondres bot denn auch die Vorstellung nicht. Ihr Hauptverdienst dürfte die anscheinende Vollständigkeit der Wiedergabe, mit „Aufmachung“ landesüblicher Striche, gewesen sein, auf die schon vorher aufmerksam gemacht war; also wenigstens ein Bestandteil dessen, was bei Musteraufführungen geleistet werden soll. Sonst allerdings war von einer solchen keine Rede; man merkte die Gleichgültigkeit des Drüberwegkommens. „Kinder, es wird aus“ — heißt's da wohl hinter den Coulissen. Indessen war doch die Darstellung der Frau Pluth durch Fenny Vorhers wieder eine prächtige Leistung; Frieda Hawliczek als Frau Reich sekundierte ihr gut, doch hatte sie daran nicht eben eine eigenste Rolle und war wohl überdies nicht recht gestimmt. Als Anna trat diesmal Marie von Zergow auf, deren frische Stimme amundend wirkte. Die übrige Besetzung war in der Hauptsache der früheren gleich, der Gesamtklang etwas gelangweilt und nicht von der natürlichen Frische, die dieser echten komischen Oper ziemt.

Witterweile aber arbeitet wieder das Opernhaus mit der altgewohnten Gemächlichkeit, die den Hofbühnen nun einmal

eigen ist. Hier giebt es ja sogar Ausgrabungen selten; die verhältnismäßig wenigen Neuheiten, die in den etwa zwei letzten Jahren gebracht wurden, waren meist keine glücklichen Griffe und haben sich auch, mit einer oder der andern Ausnahme, nicht gehalten. Man sollte meinen, es gebe fast gar keine neue Opernproduktion in Deutschland, zumal ja die königliche sich nicht in das Fach hineingucken läßt, in welchem eventuell die brauchbaren Neuheiten lagern.

Aus der Pflanzenwelt.

Das Mutterkorn ist nach neueren Forschungen keine selbständige Pflanze, sondern das Produkt eines Pilzes, des Mutterkornpilzes. Von der Richtigkeit dieser Behauptung kann man nach der „költnischen Volkszeitung“ auf folgende Weise unsicher sich überzeugen. Wenn man gut ausgereifte Mutterkörner mit einer dünnen Erdschicht bedeckt und diese genügend feucht erhält, so schießen nach etwa zwölf bis vierzehn Wochen aus jedem Korn fünf bis zehn kleine rötlichviolette Pilze mit runden Köpfen: wir haben den Mutterkornpilz vor uns. Namentlich in feuchten Jahren tritt das Mutterkorn stark auf. In der Regel wird es wenig beachtet, und zwar meist deshalb, weil man seine Schädlichkeit nicht kennt oder nicht gebührend anspricht. Der Genuß des Mutterkorns ist für Menschen und Tiere gefährlich, da dasselbe ein sehr starkes Gift enthält, das, in größeren Mengen genossen, selbst den Tod herbeiführen kann. Bei trächtigen Kühen hat die Fütterung mit vom Mutterkorn besetzten Roggen, selbst bei geringer Giftdosis, das Verwerfen zur Folge. Sehr schädlich sind auch die Folgen des Mutterkorns bei Schweinen, Hühnern und andern Haustieren. Ueber die Wirkungen des Mutterkorngifts bei Menschen schreibt Dr. Hopf: Vergiftungen durch Mutterkorn, in früheren Jahrhunderten viel häufiger als gegenwärtig, entstehen immer durch Beimengung der Mutterkörner zu dem Mehl, das dadurch eine violette Färbung erhält. Plötzlich auftretende Vergiftungen nach einmaligem Genuß einer größeren Menge erregen Magendrücken, Uebelkeit, Erbrechen, Kopfschmerz, Schwindel und Betäubung. Bei lange fortgesetztem Genuß mäßiger Mengen stellt sich die sogenannte Kriebelkrankheit ein, welche früher Brandstiche und Antonsfeuer genannt wurde. Unter dem Gefühl von Ameisenkriechen in den Fingern und Zehen spitzen entwickelt sich nach und nach ein fortschreitender Brand der betreffenden Gliedmaßen, und die davon befallenen Menschen sterben unter den schrecklichsten Qualen. In den letzten Jahren 1855 und 1856 ist die Kriebelkrankheit epidemisch in Braunschweig und Cassan aufgetreten. In Vergiftungsfällen sucht man gleich auf jede mögliche Art Erbrechen zu erregen und den nachher noch zurückbleibenden Giftestoff durch ein gerbstoffhaltiges Getränk unschädlich zu machen. Auch gegen die Kriebelkrankheit wendet man innerlich und äußerlich Gerbstoffe in der Form von Bädern an und überläßt am besten die Bekämpfung der schwersten Erscheinungen (Muskelkrampf) dem unbedingt herbeizurufenden Arzt. Die Bekämpfung des Mutterkorns ist durchaus nicht so leicht, als man vielleicht meint; freilich stehen wir auch dieser Schmarotzerpflanze nicht nachsichtig gegenüber. Gegen den Brand des Weizens wird bekanntlich das Weizen des Saatgutes mit Stupferwurz mit Erfolg angewendet. Auch gegen das Mutterkorn hat man dieses Mittel versucht, freilich nur von unklugiger Seite; denn es liegt auf der Hand, daß eine Weizung des Saatgutes hier unvorteilhaft bleiben muß, weil die Infektion ja nicht an der Keimspitze, sondern an der völlig ausgebildeten Pflanze, an der Blüte stattfindet. Es muß vielmehr die Entwicklung des Pilzes für das nächste Jahr verhindert werden, und das einzige Mittel dazu ist das Einsammeln des Mutterkorns.

Naturwissenschaftliches.

ss. Schnecken als Gesteinsbohrer. Was der Mensch nur mit Hilfe besonderer aus den härtesten Stoffen verfertigter Maschinen leistet, das bringen unscheinbare Tierchen mit den Werkzeugen zu stande, die ihnen Mutter Natur mitgegeben hat. Die Thätigkeit der Bohrmuscheln, die sich in den festen Meeresboden hinein ein Gehäuse bohren, ist bekannt, aber man traut diesen Muscheln mit ihren spitz zulaufenden Schalen eine solche Leistung auch wohl zu. Daß dagegen die Schnecken sich in dichten Kalkstein einbohren, um sich Schutzhöhlen, in die sie sich vor der Sommerhitze zurückziehen können, zu schaffen, erscheint als eine sonderbare Thatgabe. Nach den neueren Untersuchungen ist diese außerordentliche Fähigkeit bei Schnecken sogar ziemlich allgemein verbreitet. Im südlichsten Frankreich sind kompakte Felsen von Kalk oder Marmor ganz durchlöchert von daunen großen cylindrischen Bohrungen gefunden worden, und die Kenntnis, daß diese von Schnecken herrühren, war sogar unter den Eingeborenen des Gebiets verbreitet. Am Monte Pellegrino in Sicilien wurden ähnliche cylindrische Röhren im Kalkfels als Schlupfwinkel von Schnecken schon vor Jahrzehnten beschrieben, ihr Durchmesser beträgt bis zu vier Centimeter, ihre Länge zehn Centimeter, die Größe ist sehr verschieden, je nach dem alte oder junge Schnecken sich in die Höhlung gebohrt haben. Bei Voulogne hat man ebenfalls im Kalkfelsen Schneckenlöcher gefunden und festgestellt, daß diese Kugelform stets auf der Seite angelegt worden waren, die am wenigsten von den Umhüllen der Witterung getroffen wird. Die Tiefe betrug sogar bis zu 15 Centimetern. Dort soll es die gewöhnliche Gartenschnecke (*Helix hortensis*) sein, die sich diese Löcher gräbt, um darin zu überwintern. Dasselbe ist nunmehr auch von der Hain-
schnecke (*Helix nemoralis*) nachgewiesen, so daß gerade die gemeinsten

unser Landtschnecken die Fähigkeit des Gesteinsbohrens besitzen, die doch bisher der Beobachtung meist entgangen ist. Man müßte die Felsen im Frühjahr absuchen, um in etwaigen Löchern die überwinterten Schnecken noch zu finden, da sie im Sommer jedenfalls auswandern. In manchen Gegenden sind die Felsen von einer so massenhaften Schneckenbevölkerung heimgegrüht, daß sie aussähen wie ein Wespennest und daß die Wände zwischen den einzelnen Löchern nur die Dicke von Papierblättern besäßen. Wie die Schnecken es fertig bringen, sich bis zu 15 Centimetern Tiefe Löcher in festes Gestein vom Durchmesser einer Daumendide zu bohren, ist bisher noch gar nicht aufgeklärt.

Humoristisches.

— Er kennt sie. A.: Ist Ihr Gatte auch immer so besorgt um Sie, wenn Sie ins Bad reizen?
B.: Ihn mich? Ach nein, wenigstens- deuten seine Abschiedsworte nicht darauf hin!
A.: Was sagte er denn?
B.: „Adieu, Weiberl, laß' es mir gut gehen.“
— Alles nach Maß. Bauer (der eine Zeitung gelesen): Ist doch merkwürdig, daß immer gerade so viel passiert, daß die Zeitungen genau voll werden!
— Die stilllose Gattin. Proß (als dessen Frau bei einer Gardienenpredigt „gewöhnlich“ zu werden beginnt): Schämte Dich, Laura, paßt das zu unsern feinen Gardienen? — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Die Preisverteilung auf der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung hat sich folgendermaßen gestaltet: Die große goldene Medaille für Kunst den Malern Hugo Vogel in Berlin, Hans Herrmann in Berlin und Jules Lesfèvre in Paris, die kleine goldene Medaille für Kunst den Malern Berthold Gengner in Groß-Lichterfelde bei Berlin, Paul Ivanovits in Wien, Andreas Dirks in Düsseldorf, Emil Deckermann in Stockholm, Luigi Vazzani in Rom, Karl Jacoby in Brüssel, dem Radierer Ludwig Kühn in Nürnberg und dem Bildhauer Ludwig Cauer in Berlin. — Am 22. August sind es 50 Jahre, seit Nicolans Lenau gestorben ist. Der Wiener Stadtrat beschloß, an diesem Tage einen Kranz auf das Grab Lenaus niederzulegen. Der weitere Antrag, eine Summe zu bestimmen, um das im verwahrlosten Zustande befindliche Grab Lenaus wieder herzustellen, wurde einem Komitee zugewiesen. — Reclams Universalium wird mit dem neuen Jahrgang in ein Wochenjournal umgewandelt werden. — Die Bibliothek des Professors Dr. Dunsen aus Heidelberg ist von der Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H., in Leipzig erworben worden. Es wäre sehr bedauerlich, wenn auch diese Bibliothek wie so viele andre Sammlungen hervorragender Gelehrten nach dem Auslande wandern müßte. — Das „Berliner Theater“ wird im Laufe der Winteraison folgende Novitäten zur Aufführung bringen: „Die lieben Kinder“ von Victor Léon, „Strenge Herren“ von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg, „Goldgrube“ von Lauffs und Jacoby, „La robe rouge“ von Briegleb, „Der Rebell“ von Hugo Ganz und „Im Schalten“ von Dora Dunder. — „Lhanatos“, Tragödie in drei Akten von H. A. Reibel wurde für das Schweriner Hoftheater zur Erlaufführung angenommen. — „Zwei Eisen im Feuer“, das von Dr. Friedrich Adler ins Deutsche übersehte und bearbeitete spanische Lustspiel des Calderon ist vom Berliner Schauspielhaus zur Aufführung erworben worden. — Dem Niederkomponisten Graben-Hoffmann, der vor einigen Monaten verstorben ist, soll auf seinem Grabe auf dem Potsdamer Friedhofe demnächst ein Denkmal gesetzt werden. Der Denkstein wird mit einem Reliefbilde des Heimgegangenen geschnitten sein. — Das Germanische Museum in Nürnberg hat ein Bild von Lukas von Leyden „Das Wunder Moses“ erworben. Das Bild ist eines der bedeutendsten des Meisters und sehr gut erhalten. — Ein Wettbewerb zur Erlangung muster-gültiger Fassaden in altbremischer Bauart wird unter den Architekten Deutschlands durch den Verein „Lüder von Bentheim“ in Bremen zum 1. März 1901 ausgeschrieben. Es sind Preise im Gesamtbetrage von 10 000 Mark ausgesetzt.